

(Rauchens verboten.)

Erhaltung der Kraft.

Novelle von Timm Kröger.

Viele Jahre sind vergangen. — Fritz ist Maschinenflosser geworden, er wohnt am Rhein und hat eine eigene Fabrik. Einmal hat er Altenhof besucht und sich mit dem Alten ausgesöhnt. — Der war schon schwach und krank, den Sohn hat er aber gut erkannt. „Bist mein guter Fritz,“ hat er gesagt, „ich konnte aber nicht anders.“

Der Besitz hat schlechte Zeiten gehabt, und mehrere Male hat es auf des Messers Schneide gestanden, hat der Banterott gedroht. Einmal haben gute Freunde, ein andermal hat eine kleine Erbschaft ausgeholfen. Gleich nach der Konfirmation nahm Martin sich des vernachlässigten Gewebes an. Nun blüht es auf, nun werden Jahr für Jahr Schulden abgestoßen.

Viele Jahre sind vergangen — Kriegsjahre — Friedensjahre — und wieder Krieg. — Und dann hat eine ganze Welt in Waffen gestanden. Die Kriegshörner riefen aber weither aus fremdem Land. Martin ist dabei gewesen, der Schuß, den er in die Wade erhalten hat, ist nur noch an einer kleinen Narbe zu sehen.

Und nun ist es Frühling. Der Tag geht zur Reize, und still und einsam wiegt er den friedlichen Hof. Duft von Gras und Heu, zum erstenmal furtt heute die Sense im Gras.

Ein großer, knochiger, blonder Bauer in langen Schäftentiefeln geht über die Diele — Martin Uhrhammer. Er muß nach dem Sterbrook hinunter, bei den jungen Pferden, die dort grasen, nachzusehen. Er hofft aber auch, sein Mädchen, an deren Garten der Weg vorbeiführt, zu treffen. Die Haushälterin läuft hinter ihm her und meldet, daß Grühe angeklopft werden muß. — „Ich will morgen nach Samaschen fahren,“ entgegnet er, „und einen Sack holen.“

Er will gehen, aber erst ist noch den jungen Kälbern, die im Stall sind, Gras vorzuschütten. Heute muß er an alles denken, denn Groß und Klein ist auf der Wiese. Vor allen Dingen: Hat der Alte auch sein Recht bekommen? An Tagen wie heute wird ein armer, kranker Mann leicht vergessen.

Der Alte ist nur noch ein schwachsinniger, hilfloser, gelähmter Greis, und es war gut, daß Martin an ihn dachte. Wie der Kranke die Schritte seines Sohnes hörte, fing er gleich an zu klagen, daß die Pfeife aus sei. — Das Rauchen ist seine einzige, seine letzte Freude.

Martin brachte die Sache in Ordnung, rief auf die Mädchen; es war niemand zu haben. Da entschloß er sich, dem Bruder aufzutragen, nach einer Stunde dem Alten die zweite Pfeife zu geben. Er vermutete ihn in seiner Werkstatt, denn Klaus war ein Bastler, immer in der Klüsterkammer dabei, das Perpetuum mobile zu erfinden. — Fast in jedem Dorfe sitzt ein an sich gescheiter, aber schlecht geführter Kopf und müht sich ab, das Wunder des sich niemals erschöpfenden Delfkruges wahr zu machen, die Maschine zu erfinden, deren Kraft niemals aufgefällt zu werden braucht. Ein ausgeprägter Fall dieser Art ist der jüngste Uhrhammer — Reinkultur des Klüstergeistes seines Geschlechts.

Es wäre nichts natürlicher, als zu tun wie Fritz, eine Kunst oder ein Handwerk zu erlernen, das seiner Neigung entspräche, wenn möglich, ebenfalls Reichtum zu erwerben. Aber da steht ihm sein Anerbenrecht im Wege.

Das Anerbenrecht stand im Wege, obgleich Klaus von der Bauernwirtschaft nichts verstand, sich auch nicht darum kümmerte. Oder vielmehr: es stand Gottes Ordnung, an der er nicht zu rütteln wagte, im Wege. Die Not der Frage, die Fritz in die Fremde getrieben hatte, hing noch immer dräuend über Altenhof. — Sie wird auch mich noch von hinnen jagen, denkt Martin, wenn er sich im Schweiß des Angesichts für Altenhof abarbeitet. — Und dabei habe ich nicht einmal Aussicht, Fabrikant und reich zu werden wie mein Bruder.

In der Klüsterkammer am Schraubstod stand ein junger Mann, an einem Eisenstück feilend — der Anerbe. Ein bleiches, schmales Grüblergesicht. Man bekam von diesem Gesicht vor allem den Eindruck verkümmelter Jugend; verstand man aber weiter zu lesen, dann sah man in den feinen

Falten zugleich die Zuversicht kommender Siege. Er hatte, glaubte er, Grund zu seiner Zuversicht, es fehlte nach seiner Ueberzeugung nur ganz klein wenig an der Lösung, etwas, das kaum der Rede wert war. Und wenn das kommt, was kommen muß, dann kommt auch das Glück, Anerkennung und Ruhm kommen und der Lohn und die Vergeltung dafür, daß Klaus Uhrhammer seine taufriische Jugend in dumpfer Werkstatt verflütert und versonnen hat.

Martin verstand nichts von Klaus' Sachen und hielt sie meistens für Narrheit; die Tage, wo ihn die Siegestimmung seines Bruders mit forttrug, waren selten, aber immer gönnte er ihm die stolzen Flügel.

Und nun hat er, nach dem Alten zu sehen. — Rund um den Erfinder herum waren Winkel und Räder und Maschinenteile. Große Holzscheiben an den Wänden und alle durch Riemen und Räderwerk auf Kurbeln zurückgeführt. — Martin hat, dem Vater die zweite Pfeife zu stopfen. Dem Maschinenmeister kam es unpaß, aber er sagte zu. — „Es macht mir nichts aus“ — entgegnete er — „ich hab's im Kopf, und lange kann es nicht mehr dauern, dann hab ich es auch in der Hand. Da kommt es auf ein paar Minuten nicht an.“ — Und dann folgte eine Erklärung dessen, was er so oft erklärt hatte. Zöllner und Sünder waren die Auserwählten des Herrn, ein Ungelehrter wird auch hier der Auserwählte sein. — „Sieh, wenn ich die Kurbel drehe und die Räder bewege, sie schwingen weiter, wenn meine Hand auch nicht mehr an der Kurbel liegt. Da liegt's, das ist die Kraft; es fehlt nur noch, daß man sie festmacht, so daß man sie auf den Wagen laden und verkaufen kann. Aber das ist nur eine Kleinigkeit, in der Hauptsache bin ich fertig.“

Martin war wie ein Dachs am Berg und verhehlte es nicht. — „Da hab ich keine Einsichten von,“ sagte er. „Ich verstehe mich nur auf den Acker.“

Es lag ihm noch etwas auf dem Herzen. Einen Augenblick zögerte er, dann fuhr er fort: — „Da wir jaht darauf kommen, Klaus, will ich's noch mal zur Sprache bringen. Wenn Vater die Augen mal zugemacht hat, gib mir die Stelle! Ich verlange es ja nicht umsonst, ich geb an Geld, was der Hof nur tragen kann. Und dann will ich Dir ein Verlehn einzeichnen lassen, wovon Du allein leben kannst. Und im Garten kriegst Du ein kleines Haus mit einer Werkstatt, da kannst Du klütern soviel Du willst.“

Die Stirn des Klüsterers war bewölkt, als er antwortete: „Martin, ich meine, damit seien wir zu Ende. Und fängst Du wieder an? — Du weißt, daß ich nicht kann. Es ist nun mal die Ordnung hier auf dem Hof und ist immer so gewesen. — Alles, was Du willst; das kann ich nicht.“

Da wandte Martin sich um und ging wortlos über die Schwelle der Klüsterkammer, um nach den Sterbrookerwiesen und zu Elsbé Wulffen zu kommen.

Es war nicht mehr ganz früh am Abend, als er zurückkehrte. Mit den jungen Pferden war es in Ordnung gewesen. Elsbé Wulffen zu treffen, hatte sich nicht machen wollen. Aber der ihm bekannte Jochen Martens war ihm begegnet und hatte erzählt, daß der vor zehn Jahren ausgewanderte Johann Steffen aus Amerika bei seiner Mutter auf Besuch sei und die Dinge der anderen Seite des Wassers lobe, daß man's kaum glauben könne. Das ganze Haus sei voll von Besuch. — „Geh auch mal hin! Johann hat schon nach Dir gefragt.“

Da war er hingegangen. Johann, aus dem jetzt ein John geworden, war sein Schulkamerad. Er wollte ihn begrüßen und von Amerika hören.

John räsonnierte denn auch, daß sich die Balken bogen. Ein Bauerknecht verdiene Kost und tausend Mark, und das Leben sei frei und ungebunden. Das und anderes wurde in langen Reden in dem mit englischen Broden gespickten plattdeutschen Kauderwelsch, das man in Iowa spricht, hingeshnackt.

Mutter Steffen war vor Stolz und Freude außer sich. Nur eins blieb ihr dunkel. — „Wollte Dich noch was fragen, Martin,“ sagte sie, als sie ihn beim Abschied hinausbegleitete: „Johann spricht ja immer von ‚yes‘. Meint er den alten Anton Jesh oder den jungen Friedrich Jesh damit? Und was haben die Jeshens immer da mang zu tun?“

Zweites Kapitel.

Schwur der Treue. Zu Wasser und zu Lande.

Am folgenden Morgen spannte Martin an, nach dem Kirchdorf zu fahren und den Sack Grütze zu holen. Er nahm den gelben Kastenwagen, die beiden Schimmel und, weil Sonntag, das neue Silbergeschirr. Das Handpferd band er, da es jung und flüchtig war, an des Reitpferds Bug.

Er hatte als Feldartillerist gedient, war sogar Unteroffizier dieser Waffe, war groß und stark, wußte mit Pferden umzugehen. Flott rollte das Gefährt aus dem Sektor, die Kasse wollten zum Galopp ansetzen, durften aber nur tanzen und sich die Schaumlocken auf den Rücken werfen. Licht und warm stieg der Tag herauf, durch die Gebüsch des Knicks leuchteten fernher Wiesen im Sonnenglanz. — Bei Boß und Bollert ging es vorbei, nach wenigen Minuten (der Bauernhof Luft liegt am Rande) fuhr Martin in die Niederung hinab. Gradaeus der alte Fährdamm. Früher, als die Furt noch durch den Sechsee ging, ein breiter Verbindungsweg, jetzt nur noch ein Heuweg. Seitdem die Aubrücke gebaut ist, fährt man links unter der Höhe hin. Bei der Brücke mündet auch der über die Koppeln leitende Fußsteig.

Ein alter, langer, grader Mann stellte sich mitten im Wagengeleise auf, das war Peter Bauervogt, der nun schon manches Jahrzehnt das Zepter in Händen hält. Er hat was Biblisches, was Prophetisches in Bart und Antlitz, hat ein lachendes, verwittertes, von Wind und Wetter und Gesundheit gedörertes Faltengesicht. Er ist ein Allerweltskerl, heißt deshalb auch im ganzen Dorf Ohm.

„Dag, Matten — wullt na Hamaschen?“

„Ja, Ohm.“

„Denn best arigen langn Weg!“

„A, dats wull ni so slim.“

„Wullt wiß öwer de Brügg.“

„Ja, wonehm schull ik denn sönst öwer willn?“

„Ja, min Jung, dat geit man ni.“

„Warüm geit dat ni?“

„De Brügg is' twei.“

„A, watti!“

Und Peter Ohm erzählte, wie die Brücke schon längst nicht mehr getaucht habe und daß es ein Wunder sei, wenn es ohne Unglück abgegangen. Heute morgen aber, als Ginnert Martens, der Maschinenmensch, mit seiner Lokomobile hinübergefahren, sei der letzte, am andern Ufer stehende Pfeiler eingeknickt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Merkur.*

Unter dem heiteren Himmel Westarabiens sitzen Männer aus dem Stamme der Aseiditen und halten eifrig Ausschau nach ihrem Gestirne, Merkur, dem Götterboten, der ihnen heilig ist und die olympischen Hallen verlassen will. In Helios Diensten wandelt er auf Arantias Pfaden und stimmt mit ein in das herrliche Lied der Sphären, das durch des Weltalls weite Räume klingt. Jugendfrisch und in strahlendem Glanze durchheilt er mit hastigem Schritte die weiten Täler der Sonnenau und kreist unaufhörlich um das Tagesgestirn, dessen kleinster Sohn er ist. Einzig, vor Millionen von Jahren, strahlte auch er noch als ein selbstleuchtender Stern; aber heute hat er in der Phase kosmischer Entwidlung schon einen großen Schritt vorwärts getan. Acht Millionen Meilen von der Sonne entfernt, läuft er dieser bald voran als Morgenstern, bald folgt er ihr, und dann funfelt er als Abendstern tief im Westen. Niemals zeigt er sich um Mitternacht am Firmamente. Immer bleibt er wie ein schüchternes Kind in der Nähe der Sonne, die ihn mit ihrem Strahlenmantel liebevoll bedeckt. Deshalb sehen wir ihn auch nur selten am Himmel.

Kopernikus, der siebzig Jahre alt wurde, soll es auf seinem Totenbette noch beklagt haben, daß er niemals den Merkur zu Gesicht bekommen hatte, und Rästlin, Keplers berühmter Lehrer, verspottete jeden, der Lust zu Merkurbeobachtungen verspürte. Stets sind es nur einige wenige Tage während eines Merkurumlaufes, wo der Planet über dem Horizonte weilt; aber dann muß sein Standort am Horizont von Dünsten frei sein, wenn wir ihn sehen wollen. Im Teleskop kann man ihn allerdings auch am hellen Tage auffinden, wenn man den Ort kennt, an dem er sich gerade befindet. 320 Meilen ist der Halbmesser dieser kleinen Weltkugel lang, die nur dreimal größer ist als unser Mond.

Zwanzig Merkurbälle wären nötig, wenn wir einen Erdball aus ihnen formen wollten; aber vierzehn solcher Kugeln würden schon genügen, um, in die eine Wagschale gelegt, unserer Erde das Gleichgewicht zu halten. Im Laufe der letzten beiden Jahr-

hundert hat man wiederholt den Versuch gemacht, die Masse, die Schwerkraft und die Dichtigkeit des Planeten genauer zu bestimmen; indes alle diese Bemühungen führten bisher zu keinem befriedigenden Ergebnisse, weil die Dichtigkeits- und Gewichtsbestimmungen sich nur aus der Summe der Anziehung berechnen lassen, die Merkur auf seine beiden Nachbarn im Sonnensystem, die Erde und die Venus, oder auf einen Kometen zuweilen ausübt, wenn dieser an ihm zufällig einmal nahe vorübergeht. Jener Erdstern ist, ebenso wie unser Mond und die Venus, einem Phasenwechsel unterworfen, die Jupit im Jahre 1639 zuerst wahrnahm. Schröter in Lilienthal, ein sehr tüchtiger Planetenforscher, hat diesem Lichtwechsel des Merkur dann größere Aufmerksamkeit geschenkt und wollte im Jahre 1802 an den Hörnerspitzen der Sichel wiederholt dunkle Flecken gesehen haben, die er als Land und Wasser deutete. Bessel in Königsberg hat aus diesen Flecken dann die Achsendrehung des Merkur zu 24 Stunden abgeleitet, aber Schiaparelli wies im Jahre 1882 auf Grund seiner Beobachtung nach, daß der Merkur sich in 88 Tagen einmal um seine Achse drehe, daß also seine Rotation und Revolution einander gleich seien. Von dem Planeten hat Schiaparelli auch sehr schöne Karten entworfen, auf denen besonders die Flecken und Streifen charakteristisch hervortreten. Polarflecken, die wir auf dem Mars ja seit langem schon kennen, will man auch auf dem Merkur gesehen haben, und aus einer dunklen Region am Südpol der Phase schloß Schröter schon auf das Dasein eines langen Gebirgszuges, dem er die fabelhafte Höhe von 60 000 Fuß gab. Solche Berggiganten gibt es auf Erden nicht! Dieses gewaltige Merkurgebirge wirkt, wenn die Sonne seine Spitzen und Grate verguldet, einen langen, tiefen Schatten in die noch im Dunkel der Nacht liegenden Täler zu seinen Füßen. Die letzten Ausläufer des Hornes bleiben uns deshalb verborgen, und es erscheint erst wieder in voller Tagesbeleuchtung, wenn der Sonnenball den Kamm des Gebirges überschritten hat und die dahinter liegende Landschaft mit seinem Strahle am jungen Frühmorgen dort verklärt. So kann man im Fernrohr aus den Schatten der Nacht und dem Morgengrauen auf jener Welt Schlüsse ziehen über die Länge des Tages dort und über die Höhe der Gebirge. An der Hand des Experiments hat Williger nachgewiesen, daß die parallel zur Lichtgrenze sich dehnenenden dunklen Streifen und Wanden weder Land noch Wasser, sondern optische Täuschung sind, hervorgerufen durch Kontrastwirkungen. Spätere Beobachtungen des Merkur werden also auch in dieser Frage noch gar vieles aufzuklären haben, vor allem, welche Gebilde der Oberfläche des Planeten angehören und wie schnell er sich um seine Achse dreht.

Der jüngste Bruder unserer Erde besitzt eine Atmosphäre, die sehr hoch und dicht sein muß. Man hat dem Merkur diesen Luftmantel nicht gönnen wollen; aber die jüngeren spektroskopischen Untersuchungen haben das Dasein seiner Atmosphäre erwiesen. Geht der Planet einmal über die lichte Scheibe der Sonne hinweg, dann ist er wie von einem Glorienschein umgeben, ein Beweis dafür, daß er einen Luftgürtel besitzt, wofür auch noch die Tatsache spricht, daß der innere Rand der Merkursichel dem Auge des Beobachters sich als verwachsen zeigt. Infolge seiner großen Nähe bei der Sonne müssen die Lebensbedingungen auf jenem Körper auch ganz andere sein als bei uns auf der Erde. Wir Menschen könnten dort oben nicht existieren, es sei denn, daß die Atmosphäre des Planeten eine ganz eigenartige Zusammensetzung aufweisen würde und den grellen Sonnenstrahlen nur bis zu einem ganz bestimmten Grade den Eintritt gestattete. Unsere Meere und Seen, nach dem Merkur verpflanzt, würden dort oben gleich Kochtöpfen brodeln, und das siedende Wasser in ihnen würde am Tage verdampfen und zum Firmamente emporsteigen. Nachts aber gingen schauerliche Platzregen hernieder. Wenn es auf dem Planeten eine Flora gibt, dann müssen die Pflanzen ungemein zart gebaut sein. Zur Zeit der größten Sonnennähe sehen etwaige Merkurbewohner unser Tagesgestirn zehnmal größer und zur Zeit der größten Sonnenferne immer noch 4mal größer als wir Menschen. Welch riesenhafter Feuerball muß den Merkurtag erleuchten! Auf der Nacht und eisige Kälte gehüllten Seite des Merkur, die ja nach Schiaparellis Ansicht der Sonne abgewendet ist, würde sich unserem Auge ein wunderbares Bild entfallen. 44 Tage lang weilt jeder Fixstern im dunklen Aether, und 58 Tage lang hängt unsere Erde mit purpurnem Lichte am nächtlichen Himmel des Merkur. Wenn aber einmal die Erde, die Venus und der große Jupiter unter den Sternen dort stehen, dann muß das Bild des Sternenhimmels entzückend sein.

In seiner Erdnähe erscheint uns der Merkur unter einem Winkel von 13 Sekunden und in seiner Erdferne unter einem solchen von 4½ Sekunden. In beiden Fällen sehen wir ihn nicht, weil er das ein Mal vor der Sonnenscheibe, das andere Mal aber hinter dieser steht. Zur Zeit seiner Erdnähe mühten wir ihn eigentlich jedesmal als ein kleines schwarzes Scheibchen über die Sonnenscheibe hinwegwandeln sehen, und zwar immer nach Ablauf von etwa 116 Tagen; aber das geschieht nicht, weil seine Bahnebene gegen die der Erde um sieben Grad geneigt ist. Er geht deshalb meist ober- oder unterhalb an dem Sonnenkörper vorbei. Steht nun aber einmal der Merkur mit unserer Erde und mit der Sonne in der Schnittlinie der beiden Bahnebenen, dann sehen wir auch den Planeten auf der Sonnenscheibe. Wie ein kleines schwarzes Kerchen hebt er sich von dieser ab und zieht langsam über sie hinweg. Ein solches Phänomen nennt man einen Merkurdurchgang, und der 14. November 1907 brachte uns wieder einen solchen. Leider war infolge des Nebels nichts davon zu sehen.

*) Von Anfang Mai bis Mitte Juni d. J. ist der Planet Merkur für uns außergewöhnlich gut sichtbar.

Der diesmalige Merkurdurchgang war im westlichen Asien, in Europa, in Afrika, in Südamerika und in der östlichen Hälfte von Nordamerika sichtbar.

Die Alten haben niemals einen Merkurdurchgang sehen dürfen, weil ihnen das Fernrohr zu ihren Beobachtungen fehlte. Cassendi war der erste, der am 7. November 1631 einen solchen wahrnahm. Seit dieser Zeit sind 25 Merkurdurchgänge beobachtet worden. Der letzte im Jahre 1894. In einem Jahrhundert ereignen sie sich nur dreizehnmal, und zwar immer im Mai oder November.

46 Merkurdurchgänge sind gleich 16 801 Erdentagen und 101 Umläufe unseres Planeten um die Sonne gleich 16 802 irdischen Tagen. Alle 46 Jahre muß also ein Merkurdurchgang im gleichen Knoten eintreten. Der nächste Durchgang wird sich am 7. November 1914 ereignen. Bauschinger in Berlin hat aus einer Vergleichung der vor dem Jahre 1848 beobachteten Merkurdurchgänge mit der durch die Gravitationstheorie bestimmten Bewegung des Planeten den Schluß gezogen, daß das Perihel (Sonnennähe) der Merkurbahn sich um etwa 40 Bogensekunden im Jahrhundert schneller bewegt, als es dies infolge der Anziehung aller Planeten unseres Systems tun dürfte. Das legt die Vermutung nahe, daß sich zwischen Merkur und Sonne noch ein größerer Körper befindet, der den Merkur in seinem Umlauf um die Sonne stört. Diesen hypothetischen Körper wollte auch der französische Arzt Lescaubault gesehen haben, aber diese Beobachtung ist nachträglich von keinem anderen Astronomen bestätigt worden. Man nimmt neuerdings an, daß nicht ein intermerkurierender Planet, sondern wahrscheinlich die Materie des Zodiaklichtes diese Störung verursachte. Wir sind aber noch weit davon entfernt, auch in diesem Punkte eine befriedigende Antwort zu geben, und die Lösung des Rätsels des „Bulkan“ — so nennt man den hypothetischen Körper — bleibt ebenso wie die Frage der Wohnbarkeit des Merkur der späteren Zeit, einem günstigeren Zufalle und besseren astronomischen Hilfsmitteln vorbehalten.

Felix Erber.

Ein witziger Regierungsrat.

Der preussische Regierungsrat Victor von Uthmann in Posen hat am 1. Mai eine Broschüre herausgegeben unter dem Titel: Cornelius Tacitus, „Die neue Germania“. Ein satirischer Scherz. — Dieser Satyr bezweckt eine Verurteilung der Sozialdemokratie und läßt deshalb den alten Tacitus in ironischer Uebertreibung das „Lob“ dieser Sozialdemokratie singen. Die Quellen des Tacitus sind angeblich eine Anzahl Parteiblätter und Zeitschriften, die der Regierungsrat in einer so sinnlosen Zusammenstellung serviert, daß man deutlich erkennt: den größten Teil dieser Blätter hat er nicht einmal von außen angesehen. Er spricht z. B. von der „Sächsischen Arbeiterzeitung“, die bekanntlich diesen Titel schon seit einem Jahre nicht mehr führt. Andererseits sind Verfasser und Verleger auf den unschuldigen Titel der „Bremer Bürgerzeitung“ hereingefallen und haben ihr nicht nur ein Rezensionsexemplar, sondern auch eine fertige Rezension und einen Waschzettel zugeschickt, aus dem der geschmackvolle Kellamhinweis auf den „immer wieder auftauchenden Gedanken an ein Sozialistengesetz“ erwähnt sei. Der Regierungsrat muß es ja wissen!

Das dünne Heftchen mit knapp 50 Seiten Text kostet 2 M. Die Illustration hat der Maler G. Erler besorgt. Ob ihm dafür eine Professur zugesagt ist, meldet der Waschzettel nicht. Uebrigens zeichnen sich die Bilderchen durch technische Tüchtigkeit aus, während der Text Uthmanns — halb gereimt und ganz ungereimt — das Talent eines schwachsinrigen Hochzeitszeitungspoeten verrät. In die erste Hälfte besteht wirklich aus Versen mit richtigen (teils auch falschen) Reimen am Ende und jenem Quasi-Metrum, das die wechselnden Rhythmus von Kühen und Gänzen einem preussischen Junfergemüt wohl frühzeitig aneziehen mögen. Da werden denn nun, wie schon die vom Verlag beigelegte „Besprechung“ ausführt, in grellen Farben geschildert: „die Niederträchtigkeit des Bourgeois, der Militarismus, die Agrarier, Gericht und Polizei, Kolonialwirtschaft und sonstige Vaterlandstropien. Nicht unerwähnt bleiben die Verbrüderungsübden und die freie Liebe; kurz, die Kulturbestrebungen der „Genossen“ finden eine „gebührende“ Beachtung.“

Ich weiß nicht, ob der Regierungsrat diese „Besprechung“ selber verbrochen hat. Der jämmerliche Stil macht es jedenfalls wahrscheinlich, und außerdem steht das darin offenbarte Begriffsvermögen gegenüber den Zielen und Problemen des Sozialismus auf der gleichen kindischen Stufe wie die sogenannte Satire selbst. Eine Reihe von Schlagworten wird in verzerrten und übertriebenen Ausdrücken variiert — und die „Satire“ ist fertig. Die Schiefheit der Einwürfe wird illustriert durch den Illustrator, dessen Jugendwitz eben dazu reicht, die Arbeiter durch eine Wallonmütze zu kennzeichnen.

Dabei wissen Uthmann und Erler ganz genau, daß diese Kopfbedeckung gerade in den Kreisen klassenbewußter Arbeiter nicht anzutreffen ist.

Ueber den ästhetischen Wert des Nachwerks ist weiter kein Wort zu verlieren. Die Namen werden auf die höchst geistreiche Weise „angedeutet“, daß Franz Mehring als Franz Frehring, Paul Singer als Saul Finger erscheint usw., das genügt wohl als Probe. Man stellt sich danach der Verfasser nicht als einen er-

wachsenen Mann vor, sondern im Alter jener Knaben, die da „Kaufmann“ oder „Bäder“ spielen und deren Gehirnentwicklung eben zur Buchstabenverfälschung ausreicht. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß der Verfasser preussischer Regierungsrat ist!

Wesentlicher als die ästhetische Seite ist die moralische. Uthmann späht über den „Schwerverdienten“ der Redakteure, die den Gesetzesparagrafen zu entgehen suchen. Nun, man braucht nur darauf hinzuweisen, daß diese Redakteure lange nicht so sehr den Paragrafen, als den jattsam bekannten Drahtziehern dieser Paragrafen durch Klugheit zu entkommen suchen müssen. Die List und Klugheit aber gegenüber der rohen Gewalt kann nur ein Mensch betreiben, der selbst mit zu den Organen dieser Gewalt gehört. Aber dieser Ausfall Uthmanns bekommt noch ein ganz besonderes Gesicht durch den — Mut, den dieser Herr eine Seite vorher beweist. Während er nämlich sonst mit großer Bravour immer die Namen der jeweils Verhöhten, wenigstens verstümmelt, anführt, verschweigt der tapfere Mann wohlweislich, wem sein höchst gemeiner Ausfall gegen eine Parteigenossin gelten soll, die einen Knaben verführt! Sie wird als „Fräulein und Mutter von sechs Kindern“ vorgestellt, und die hierin liegende Absicht der Diskreditierung (ganz abgesehen von der Borniertheit gegenüber Fragen der sexuellen Moral) ist ein Beispiel für die Unwahrschäftigkeit des waderen Regierungsrates.

Im übrigen haben wir keinen Grund, dem Spasmacher Victor von Uthmann zu zürnen: so unsfähige Gegner diskreditieren ihre eigene Sache und nützen der unseren. Es ist wie beim Reichsverband, wo sich ebenfalls selbst der harmloseste Beobachter sagen muß: wer mit so schmutzigen oder düstigen Waffen bekämpft wird, der muß im Recht und in der Wahrheit sein!

Jeder, der die angebliche Satire liest, wird aus ihr mehr Material gegen die bestehenden Gewalten, gegen „Bourgeoisium“ usw. schöpfen als gegen uns. Denn das ist der Fluch noch mehr der dummen, als der bösen Tat: daß sie auf den Urheber zurückfällt. Ein Mensch, der seine sogenannte Satire so läppisch schreibt, daß wir, die Angegriffenen, die angeblich übertreibenden und verhöhnenden Schlagworte sogar in dieser Verzerrung zum größten Teil noch ernst nehmen und unterschreiben können — ein Mensch also, der so wenig trifft, der sollte doch lieber bei seinen Alten bleiben als sich mit Dingen abgeben, von denen er so wenig versteht wie vom Lautenschlagen. Und bei diesen Alten würde er vielleicht einmal begreifen (wenn er nicht eben die Widerstandsfähigkeit eines Regierungsrates besäße), wie man eine Satire schreibt. Er brauchte nur ein Bündel preussischer Akten zu exzerpieren — aus welchem Ressort er wolle — und ein paar Dutzend preussischer Bureaukraten photographieren zu lassen — dann hätte er eine Satire, die alles besäße, was der seinigen mangelt: Ernstschäftigkeit, Wahrschäftigkeit, Ueberzeugungskraft und unwiderstehliche Komik.

R. Franz.

Babys im „Zoo“.

Eine Reihe hübscher Beobachtungen aus dem Londoner „Zoo“ erzählt Leslie Mainland in einem englischen Blatte. Der Tierfreund, der jetzt die neuen, im Garten geborenen Ankömmlinge beobachtet, wird da oft zum Zeugen von Szenen rührender Mutterliebe, bisweilen aber auch von Familienzwisten, in denen Eltern und Kinder nichts weniger als gütlich miteinander auskommen. Eine besonders tüchtige Erzieherin ist die Kamelmutter. Ihre Pädagogik gipfelt darin, ihr Junges möglichst rasch zur Selbstständigkeit zu erziehen. Es ist amüsant, zu beobachten, wie das kleine Kamel beim Aufwirbeln des Frühlingsstaubes sich mit dem Rücken gegen den Wind auf die Erde legt, den Hals und Kopf weit ausstreckt und an den Boden schmiegt, genau wie seine erwachsenen Stammesgenossen draußen in der Wüste, wenn die grause Gewalt des Sandsturms sie bedroht. Die Versuche des Jungen werden von der Kamelmutter mit energischen gutgemeinten Rippenstoßen und Büffen unterstützt, aber die Zeit ist nicht fern, da das heranwachsende Junge sie mit Zinsen zurückzahlt. Denn die meisten jungen Kamel werden gegen ihre Mütter sehr rücksichtslos und unhöflich, wenn sie zu lange mit ihnen zusammen im selben Gehege bleiben. Seltsam ist es, daß in den Zoologischen Gärten junge Wölfe nur selten gut gedeihen, wenn sie ihren Müttern überlassen bleiben. Im Londoner „Zoo“ werden die jungen Wölfe von „Nährmüttern“ aufgezogen: von Hund en; dabei ist es interessant, zu beobachten, wie die kleinen Wölfe ungleich kräftiger sind als die um einige Wochen älteren kleinen Hunde. Die Jahrhundertliche häßlicher Fähhung haben die Hunderrassen so verweichlicht, daß eins der spitzköpfigen dunkelhaarigen Wolfsjungen es mit einem doppelt so großen jungen Hunde siegesgewiß aufnehmen kann. Neben den Wölfen spielt eine lustige Familie kleiner Schakale, auch sie stehen unter der Obhut einer Nährmutter, als welche eine Coltschündin fungiert. Die Schakalmutter hat schon zweimal das Schicksal erlebt, ihre kleinen Jungen dahinsterven zu sehen; in beiden Fällen verwendeten die kleinen Schakale an einer Hautkrankheit. Die Schakalmutter hatte vor einigen Tagen bei ihrem Diner sich so seltsam benommen, daß man sie chloroformierte, um eine Untersuchung vorzunehmen. Dabei zeigte es sich, daß sie — ein Zufall der Natur — keine Zunge besaß. Sie war also nicht imstande, ihren Jungen die Garderobe in Ordnung zu halten, d. h. den Pelz zu ledern, und trotz ihrer verzweifelten Versuche, dies zu tun, starben die kleinen Schakale an Hautkrankheiten. Selbst

Naturkundigen dürfte die Wichtigkeit dieser mütterlichen Sorge für die Reinlichkeit ihrer Kleinen nur wenig bekannt sein. Dieser armen Mutter aber, die zweimal ihre Kleinen dahinstirben lassen mußte, ohne es ändern zu können, steht in der großen Eisbärin das Beispiel einer rohen und gefühllosen Mutter gegenüber. Barbara, die Eisbärin, brachte im Winter in den kalten Tagen ein Junges zur Welt. Sie packte es mit dem Nachen an einem Beine und schleppte sie einige Sekunden lang im Käfig hin und her. Dann schleuderte sie ihr Kind achtlos in eine Ecke. Im Vorübergehen gab sie dem kleinen Bären noch einen Schlag; das junge Tier schrie jämmerlich, aber erst nach einer halben Stunde konnte es vom Wärter geborgen werden. Die Mutter hatte es ins eisige Wasser geworfen, so daß das neugeborene junge Tierchen fast erstoren war. Man wärmte es am Ofen, hüllte es in Tücher, gab ihm Milch, aber das Schicksal war nicht mehr aufzuhalten, es starb schon am nächsten Tage. Eine so schlechte Mutter diese Eisbärin ist, ein so wenig rücksichtsvoller Sohn ist Dodger, der amerikanische Bison, der seine gute Mutter sogar mißhandeln wollte. Obgleich er zwei Jahre alt und beinahe völlig ausgewachsen war, lehnte er es konsequent ab, sich auf andere Weise zu ernähren als in den ersten Tagen seines Daseins. Dodger wog bereits 20 Zentner und war doppelt so groß als seine kleine Mutter, als es schließlich zu einer Krisis kam. Die Mutter lehnte es ab, ihn weiterhin zu ernähren, und er wurde darüber so zornig, daß er mit gesenkten Hörnern gegen das Gitter anging, durch das man vorsorglich die Büffel-mutter geschützt hatte. Mit Hilfe von 30 stämmigen Männern und eines halbaren Laues gelang es schließlich, den Stolz zu „entwöhnen“. Am sorgsamsten werden im „Zoo“ die kleinen Affenbabys gepflegt. Fanny, der junge Schimpanse, und Delia, das jugendliche Orang-Utang-Mädchen, werden nicht anders ernährt als kleine Menschenkinder. Nach dem alten Rezept gegen Rachitis wird ihrer Milch Kalkwasser zugefügt und die Fürsorge für die Gesundheit der kleinen Affen liegt nicht etwa in den Händen eines Tierarztes: ein Spezialist für Kinderkrankheiten sorgt täglich um das Wohlbefinden der kostbaren beiden Affenkleinen. Als „Miß Crowther“, das Gorillajunge, erkrankte, kam nicht nur der Spezialist für Kinderkrankheiten, sondern auch ein berühmter Londoner Frauenarzt wurde zur Beratung zugezogen. Genau wie ein Kind wurde Miß Crowther behandelt und mit Hilfe von Lebertran und kondensierten Kindernährmitteln der Genesung entgegengeführt. Der Schimpanse Widen, der zehn Jahre lang in London „Zoo“ lebt, ist durch Rachitis zum Krüppel geworden, so daß man jetzt keine Mühe noch Kosten scheut, um die anderen im Garten geborenen Affen vor dem gleichen Schicksal zu bewahren. Auch der kleine junge afrikanische Elefant litt früher an derselben Krankheit, und ein Jahr lang konnte man ihn sehen, wie er in seinem Gehege mit regelrechten eisernen Weinschienen umherging, nicht anders wie irgend ein Patient einer orthopädischen Klinik. Mührende Sorgfalt für die Kleinen zeigen die scheinbar so stumpfsinnigen p'umpen Pinguine. Auf ihren kurzen Kleinen Beinen klettern sie matschelnad und mühsam an dem steilen Klippenwert ihres großen Käfigs empor, auf deren einsamen Spitzen sie ihre Brutplätze anlegen. Dabei breiten sie ihre stumpfen verwachsenen Flügelglieder aus. Wenn sie dann Nahrung brauchen, kommen sie in schwerfälligem Gehen aus ihrer Höhe herabgesprungen, manchmal stolpern sie dabei, taumeln, hüpfen weiter, ein Anblick, dessen rührender Komik sich kein Beobachter entziehen kann.

Kleines Feuilleton.

Astronomisches.

Die Meteore der ersten Maiwoche. In den Morgenstunden der ersten Maiwoche sind einige Meteore zu erwarten, die von einem Punkt im Sternbild des Wassermanns ausgehen und die deshalb besonderes Interesse beanspruchen dürfen, weil sie in Zusammenhang mit dem berühmten Halleischen Kometen zu stehen scheinen. Da dieser Komet sich mit steigender Geschwindigkeit der Sonne nähert und wahrscheinlich schon im nächsten September in den Gesichtskreis der Fernrohre oder der photographischen Platten gelangen wird, so dürften die Astronomen in diesem Jahre mit besonderer Aussicht auf Erfolg nach solchen Sternschnuppen Ausschauen. Professor Denning, gegenwärtig wohl der beste Kenner der Meteorenschwärme, macht in einer brieflichen Mitteilung an die „Nature“ darauf aufmerksam, daß ein ungewöhnlich reiches Auftreten dieser Meteore in diesem und im nächsten Jahre ein hündiger Beweis für die Annahme ihres Zusammenhanges mit dem Halleischen Kometen sein würde. Aus früheren Beobachtungen hat sich ergeben, daß Meteore einen Schwarm sowohl vor als hinter einem Kometen bilden können, und Professor Newton hat insbesondere gezeigt, daß die sogenannten Andromediden, die Sternschnuppen aus dem Sternbild der Andromeda, die Ende November gelegentlich mit großer Pracht in die Erscheinung treten, in einem Abstand von etwa 500 Millionen Kilometer dem Bielaischen Kometen vorausseilen. Leider ist die Gelegenheit zu Beobachtungen der Aquariden in diesem Jahre recht ungünstig, da das Sternbild erst um 1½ Uhr morgens aufgeht und demnach bald von der Morgendämmerung verdunkelt wird. Außerdem greift der Vollmond ständig ein, so daß wenigstens die

schwächeren Sternschnuppen kaum sichtbar sein werden. Dennoch werden wohl einige Beobachtungen gemacht werden, da sich gerade diese Meteore durch hellen Glanz und lange Flugbahn auszeichnen pflegen.

Erziehung und Unterricht.

Was heißt Bildung? Vortrag, gehalten anlässlich der Eröffnung des vom Wiener Volksbildungsbereich erbauten Volksbildungshauses von Universitätsprofessor Dr. Friedrich Jodl. Wien, Wien, 1909. Hugo Heller u. Ko.

Es handelt sich um eine Festrede, und der Verfasser drückt sich deshalb feierlicher und schwingvoller aus, als es im Interesse der gestalteten Erörterung der aufgeworfenen Frage liegt. Die Antwort Jodls enthält viele Gemeinplätze, wenn auch in anmutig stilisierter Form, Gemeinplätze, wie man sie aus der Literatur der bürgerlichen Volksbildungsarbeit gewöhnt ist. Allerdings schimmert hier und da die erfreuliche Tatsache durch, daß Jodl kein reichsdeutscher Professor ist, daß er deshalb über manche Dinge eine freiere und resolutere Meinung besitzt und auch auszusprechen wagt, als wir es in Deutschland von den Universitätslehrern gewöhnt sind. Die eigentliche Antwort Jodls auf die Frage, was Bildung heißt, lautet: „die Fähigkeit, hinauszublicken über den engen Kreis persönlichen Daseins, unmittelbarer Erfahrung, beruflicher und ernährenden Tätigkeit, auf den allgemeinen Zusammenhang menschlichen Tuns und Wissens, auf den großen Bau der menschlichen Gedankenwelt, auf die Schöpfungen der Kunst, auf die hehren Gestalten und Ideale des Glaubens.“ Die Mängel, die diese Definition für einen Sozialisten enthält, sind die gleichen, die sein ganzes Schriftchen aufweist: so sehr der Wert der geistigen Kultur und ihrer Entwicklung geschätzt und beinahe überhöht wird, so sehr wird die Bedeutung der körperlichen Arbeit, der Entwicklung der Produktionsmittel, der Organisation der Gesellschaft unterschätzt. Andererseits genügt selbst diese unzureichende Jodlsche Definition der Bildung, um die Beschränkung, die sich heutzutage die besondere Arbeiterbildung auferlegt, zu rechtfertigen. Gerade die Arbeiter beweisen die Fähigkeit, über den engen Kreis persönlichen Daseins hinauszublicken; sie haben sich hohe Ziele der menschheitlichen Entwicklung gesetzt, und sie suchen sie mit unerschütterlicher Ausdauer trotz des niederdrückenden Charakters ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse zu erreichen. Hierbei ist ihnen auch die Bildung ein wertvolles Mittel; aber nicht die Jodlsche Bildung, die über den Parteien schwebt und in duld-samer Weise allen gerecht zu werden versucht, sondern die besondere Klassenbildung, die ihnen für den Kampf um ihre Ideale blanke und scharfe Waffen liefert. Und diese Bildung wird auch für den Klassenbewußten Arbeiter — wie es Jodl von jeder echten Bildung verlangt — zu einer Kraft, zur Kraft, im Kleinen das Ganze zu sehen, vom Einzelnen aus die Gesamtheit zu konstruieren und — wie wir ergänzen wollen — als Einzelner opferbereit und unermüdet für die Gesamtheit zu wirken.

Medizinisches.

Rhynchopathische Erscheinungen unter den Nordvölkern. Daß das tropische Klima einen nicht ungefährlichen Einfluß auf das menschliche Gehirn und seine Funktionen auszuüben vermag, ist bekannt; der sogenannte Tropenoller ist eine gefährlichste Krankheit. Die Vermutung liegt nahe, daß überhaupt das Klima auf die Psyche des Menschen eine bestimmte Wirkung ausübt, die für uns allerdings nur in den Extremen zu kontrollieren ist, und daß diese Wirkung nicht allein in der übermäßigen Hitze der Tropen, sondern auch in der Eiskälte der Polarländer besonders zutage treten muß. Diese Vermutung wird, wie die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“ mitteilt, bestätigt durch die reichlichen Beobachtungen der letzten Jahre. Die Polarforscher haben es oft genug an ihrer eigenen Person erfahren, wie durch die stete Kälte verbunden mit der die Hälfte des Jahres andauernden Nacht, ihr Gesundheitszustand geschwächt, ihre Nerven zerrüttet und ihre psychischen Fähigkeiten herabgesetzt wurden; wie Perioden traumhafter Dämmerzustände mit Perioden gesteigerter Nervenreizbarkeit abwechselten. Ganz dasselbe ist auch für die Nordvölker im allgemeinen charakteristisch. Nach den Beobachtungen russischer Ärzte sind im nördlichen Rußland und in Sibirien Epilepsie, Hysterie und Weitschmerz überaus häufig; bei den Mädchen treten schon geraume Zeit vor der Pubertät hysterische Erregungszustände auf. Oft wirken derartige Krankheiten ansteckend, werden epidemisch und befallen ganze Ortschaften und Gegenden: ein Umstand, der besonders das russische Seltierewesen verständlich macht. Die „Lamutischen Anfälle“ sind in Sibirien schon sprichwörtlich geworden. In den Jahren 1840, 41, 54, 87 war fast der ganze Volksstamm der Bursjaten im mittleren Sibirien von einer derartigen Epidemie heimgesucht; die von der Seisteskrankheit Befallenen zogen in großen Scharen unter sinnlosen Gesängen und Gebärden durch das Land; das Volk glaubte, daß diese Unglücklichen zu den überirdischen Gewalten in Beziehung ständen, und so wurden sie überall mit religiöser Scheu und Ehrfurcht aufgenommen. Unter den Jakuten ist die sogenannte „Merjalerei“ Krankheit sehr häufig, bei der der Kranke alles, was ihm vorgesagt wird, nachspricht. Es ist übrigens merkwürdig, daß mongolische Völker eine erhöhte Disposition zu diesen klimatischen Geisteskrankheiten zeigen, denen — wie die sibirischen Völker im Norden — in den Tropen die Malaien am meisten ausgesetzt sind, wie z. B. das allgemein bekannte „Amok-Laufen“ beweist.